



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

werden sollte. Aber meine Sorge erwies sich als überflüssig, die Kugel saß auf dem Blatt, wie sie nicht besser hätte sitzen können, die Hinterläufe zuckten nur noch, griffen dann aber noch einmal unter Aufbietung der letzten Kraft mit den Schalen in den Boden ein, daß Rasenstücke und Moosbüschel über mich wegflogen. Ein Zittern, das den ganzen Körper durchlief, ein letztes Necken und Strecken — dann war alles still: der Gewaltige des Waldes war verendet. Wie eine gefällte Eiche lag er da, ein Urhirsch der Vorzeit, noch im Tode ehrfurchtgebietend.

Ich legte das Gewehr ins Gras und warf mich über meine Beute hin. Die furchtbare Spannung, die während der letzten Augenblicke meine Nerven, Adern und Sehnen gelähmt hatte, war gelöst, meine Brust war von einer zentnerschweren Last befreit, und Tränen des Stolzes und der Freude rannen über meine Wangen.

Meine Hände umklammerten die mächtigen Stangen, tastend fuhren meine Fingerspitzen über die herrliche Perlung, gruben sich in das dichte Stirnhaar, um die Rosen zu befühlen, und glitten dann wieder bis zu den elfenbeinweißen, glatten Enden empor. Sorgfältig reinigte ich die schaufelartigen Kronen von Erde und Gras, wandte den Kopf so, daß ich das Geweih von vorn sehen und seine Wirkung an der Wand beurteilen konnte, und gab mich dem Genuße dieses unvergleichlichen Anblicks hin. Aber — ich merkte es mit Schrecken — meine Freude war schon nicht mehr ganz rein und ungetrübt. Da hast du nun ein Geweih, so sagte ich zu mir, auf das du dir etwas einbilden kannst. So etwas gibt es in ganz Leipzig nicht wieder. Aber so ein einzelnes Riesenstück wird sich unter deinen Nachgehörnen etwas sonderbar ausnehmen. Wenn es die rechte Wirkung tun soll, gehört ein Pendant dazu. Und das mußt du dir auch noch erbeuten. Wo ein Kapitaler ist, da sind auch noch andre. Der Sparre mag ja sein, wie er will, aber das muß man ihm lassen: sein Revier versteht er zu behandeln. Ist's heute nicht, so ist es morgen, und klappt's morgen nicht, so klappt's ein andermal. Aber bei dem einen darfs nicht bleiben, ich habe in meinem Arbeitszimmer noch eine zweite Wand, wo so ein Ding hinpaßt. Und mit dem Baron getrau ich mich schon fertig zu werden!

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Reichstag hat diesmal etwas zeitiger als sonst in den letzten Jahren seine Schatten vorausgeworfen, dadurch, daß die Regierung die ihm zugeordneten Vorlagen schon so bald veröffentlichte. Es war das eine kleine Entschädigung für die, die den Zusammentritt des Parlaments wesentlich früher herbeiwünschten, zugleich wurde damit auch der Presse eine näherliegende Beschäftigung gegeben als die sonst so beliebte Konjunkturpolitik und das Parteigezänk. Die Auszüge aus dem Gesetzentwurf zu einer Reichsfinanzreform sind sogar vor der Annahme der Vorlage im Bundesrat, die erst am Sonnabend erfolgte, veröffentlicht worden. Es ist fast selbstverständlich, daß die Steuervorschläge von der gesamten Presse, wenigstens vom Zentrum an, mit lautem Hallo begrüßt werden. Das würde bei jedem Steuervorschlage der Fall sein, sobald wenn er Bier und Tabak betrifft. Gegenüber diesen beiden Steuerobjekten, den besten, die das Reich hat, erweist sich die Presse von außerordentlicher Geistesarmut. Die Einwendungen, die jetzt dagegen geltend gemacht werden, sind seit zwanzig Jahren immer dieselben, so oft von Bier oder von Tabak die Rede ist. Das Reichsschatzamt und die verbündeten Regierungen haben sich sicherlich alle erdenkliche Mühe gegeben, unter der subtilsten Rücksicht aus Tabak und aus Bier wenigstens ungefähr die Hälfte der notwendigen Mehreinkünfte herauszubringen.

Wenn es richtig ist, daß die Mehrforderungen des Ausgabeetats gegen das vorige Jahr um 259 Millionen gestiegen sind, so kann man nur bedauern, daß nicht dieser ganze Bedarf, den der Reichstag ja wohl noch um 20 bis 25 Millionen reduzieren wird, von Bier und von Tabak aufgebracht wird. Es würde trotzdem in Deutschland weder weniger geraucht noch etwa weniger getrunken werden; sowohl die wachsende Vermehrung als der steigende Wohlstand der Bevölkerung sind ein ausreichendes „Korrektiv.“ Von der freisinnigen Seite stellt man jedoch einer Ordnung der Reichsfinanzen das hübsch erdachte Bedenken entgegen: je besser die Finanzlage sei, desto mehr werde aus dem vollen gewirtschaftet! Nach dieser Theorie wäre also Borg- und Schuldenwirtschaft das erstrebenswerteste aller Finanzideale! Man denke sich das auf das Privatleben übertragen! Der Germania wiederum ist jede finanzielle Erstarkung des Reichs un bequem, weil dadurch die Reichsgewalt unabhängiger vom Zentrum wird, nicht nur die Reichsgewalt, sondern auch jede deutsche Landesregierung. Die Germania vertritt eigentlich den Standpunkt, daß das Zentrum an einer Ordnung der Reichsfinanzen gar kein Interesse habe, und zieht sich auf die Matrikularbeiträge zurück, die dem Wort und dem Sinn der Verfassung entsprechen und namentlich der Aufrechthaltung des Föderativprinzips zur Stütze gereichten. Nun ist aber bekanntlich gerade das Gegenteil der Fall. Eine schlechte Lage der Reichsfinanzen vernichtet das Föderativprinzip, weil die kleinern Staaten auf die Dauer ohne völlige Zerrüttung die Matrikularbeiträge nicht aufbringen können, und weil auch die größern Bundesstaaten, weil sie durch das Reich immer mehr in Anspruch genommen werden, ihren innern Landesaufgaben nicht zu genügen vermögen. Ganz unvermeidlich entsteht dadurch eine Verstimmung gegen das Reich und damit gegen den Reichsgedanken, während bei einer verständigen Handhabung der Reichsfinanzfrage durch den Reichstag das Reich sehr bald zum Wohltäter der Einzelstaaten werden könnte. Augenscheinlich ist es gerade das, was das Zentrum traditionell verhindern will, denn sowohl die Frankensteinische Klausel wie auch der Antrag über die Witwen- und Waisenversicherung, mit der ja in dem Etat für 1906 der Anfang gemacht wird, bewegen sich in dieser Richtung. Im übrigen hat Artikel 70 der Reichsverfassung durch seinen Wortlaut die Matrikularbeiträge ausdrücklich als ein Provisorium bezeichnet und ihre Ersetzung durch „Reichssteuern“ vorgesehen. — Hoffentlich erweisen sich die Parteien im Reichstage, zumal bei dem Ernst der Lage, dem auch die Thronrede Ausdruck gibt, verständiger als ihre Presse.

Sehen wir uns im Auslande um, so fällt zunächst die Ankündigung aus London angenehm auf, daß am 1. Dezember dort eine öffentliche Versammlung abgehalten werden soll, in der angesehene Männer, darunter eine Anzahl Parlamentsmitglieder der konservativen und der liberalen Richtung, zugunsten einer deutsch-englischen Verständigung das Wort ergreifen werden. In den Verhandlungen des deutschen Reichstags wird diese Kundgebung, je nach ihrem Ausfall, ein Echo finden. Um so befremdlicher ist es, daß ein Staatsmann wie Lord Rosebery für nötig gehalten hat, seine Sympathien für Frankreich öffentlich zu erklären und dabei die Versicherung abzugeben, daß er in Deutschland keine Freunde habe, auch kein Wort Deutsch verstehe. Der erste Teil dieser Behauptung ist nur bedingt richtig, d. h. seit dem 18. September 1904, wo Fürst Herbert Bismarck starb. Rosebery war mit dem Verstorbenen mehr als zwanzig Jahre sehr intim befreundet, sie standen fortwährend in Korrespondenz miteinander, und Herbert Bismarck wählte ihn im Jahre 1897 zum Taufpaten seines ältesten Sohnes, was in diesen Gesellschaftskreisen ohne besondere Intimität doch nicht zu geschehen pflegt. Der junge Fürst Bismarck führt darum auch Roseberys Vornamen „Archibald“ (Otto Christian Archibald), und Rosebery hat immer viel Sympathie für sein Patenkind bezeugt. Wenn wir nicht irren, wohnte er der Taufe persönlich bei. Das ist freilich nebensächlich, aber wenn man Taufpate bei Bismarcks ist, soll man doch nicht so apodiktisch behaupten, daß man in Deutschland keine Freunde habe. Rosebery war

zwei und ein halbes Jahr älter als Herbert Bismarck und wurde in demselben Alter wie dieser zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt. Er hat den Posten wiederholt bekleidet, hat auch als erster Lord des Schazes an der Spitze des Kabinetts gestanden. Aus dem Munde eines solchen Mannes nimmt sich das Bekenntnis, daß er „kein Wort Deutsch verstehe,“ auch etwas seltsam aus. Was würde man in England von einem deutschen Reichskanzler denken, der öffentlich erklärte, er verstehe kein Wort Englisch! Rosebery ist der permanente Ministerkandidat der liberalen Partei, um so beachtenswerter ist es, daß er sich zwar gegen die Beteiligung Englands an einem kontinentalen Kriege ausspricht, sich aber im übrigen durch offene Sympathien für Frankreich und durch die Verleugnung Deutschlands der Öffentlichkeit zu empfehlen sucht. Vielleicht auch dem Könige, dem im übrigen Roseberys Beziehungen zu Herbert Bismarck genau bekannt sind.

Eine geschichtlich ebenso seltsame wie interessante Erscheinung ist es, daß alles, was Deutschland tut, den Engländern Kopfzerbrechen macht. So auch das Geleit, das Prinz Heinrich mit dem Linien Schiff „Braunschweig“ dem jungen norwegischen Königspaare gegeben hat. Als im Juli 1873 Kronprinz Friedrich Wilhelm mit einem ganzen Geschwader nach Drontheim zu der norwegischen Königskrönung ging, hat in England kein Mensch daran etwas auszufetzen gehabt. Wäre das Ehrengelcit von der deutschen Seite unterblieben, so würde man das in Norwegen, vielleicht auch in Dänemark und ganz gewiß in England als eine „auffällige Kühle,“ wenn nicht als das Anzeichen einer „Abneigung“ registriert haben. Die einfache Tatsache, daß es sich um ein Zeichen der Sympathie für den dänischen Hof, für das junge Königspaar und vor allen Dingen für Norwegen selbst handelt, dem dadurch die deutsche Anerkennung feierlich notifiziert wurde, ist für die Engländer anscheinend nicht ausreichend genug, vielleicht weil die Initiative nicht von ihnen ausgegangen ist, obwohl es sich um die Enkelin ihres Königs handelt. Da aber auf der deutschen Seite damit zugleich auch dem englischen Hof eine Aufmerksamkeit erwiesen wurde, ungeachtet aller bestehenden Gegensätze, so wird man sich in London schließlich zufrieden geben. Die Norweger aber, die die deutsche Kriegsflagge an ihren Küsten in diesem Sommer sehr vermisst haben, sind sehr erfreut, sie gerade bei diesem Anlaß und in einer so ansehnlichen Repräsentation wieder erscheinen zu sehen. Mit der Errichtung einer neuen Dynastie in Norwegen ist ein neues politisches Zentrum geschaffen worden, dessen Bedeutung in Zukunft nicht zum wenigsten in der Widerspiegelung englischer und dänischer Anschauungen und Stimmungen sowie in der Anlehnung an diese beiden Höfe bestehen wird.

Am allerwenigsten aber hat die Aufmerksamkeit gegen Norwegen etwa ein Abrücken von Schweden bedeutet. Im Gegenteil: man hatte sich wohl vorher vergewissert, daß die Höflichkeitserweisung an Norwegen in Schweden keinerlei Mißdeutung ausgesetzt sein und das freundschaftliche Verhältnis zu diesem Lande in keiner Weise berühren werde. Welches Interesse sollte Deutschland andererseits daran haben, sich dem neuen norwegischen Hofe sowie dem konstitutionellen Königtum in Norwegen unfreundlich gegenüber zu stellen? Deutschland hat im Sommer den Norwegern abgeraten, die Dinge Schweden gegenüber auf die Spitze zu treiben, es ist ohne jede direkte Einmischung in den nachbarlichen Konflikt doch mit seinem ganzen Einflusse für eine friedliche Auseinandersetzung der beiden Länder, die nicht länger vereint bleiben wollten, eingetreten. Da der König von Schweden die seinem Hause angetragene Kandidatur für Norwegen ablehnte, so war die Wahl des dänischen Prinzen der gegebne Ausweg, denn die Etablierung der Republik in Norwegen konnte angesichts der Verhältnisse in Rußland in den Wünschen keiner an den nordischen Dingen interessierten europäischen Macht liegen. Deutschland hat die Wege für den Prinzen Karl von Dänemark ebenen helfen, das ist doch auch in England hinlänglich bekannt, und schon aus diesem Grunde war jede Aufregung über das Linien Schiff, mit dem der Kaiser seine Cousine nach Christiania geleiten

ließ, zu ersparen. Prinz Heinrich hat es zudem taktvoll verstanden, seiner Mission äußerlich einen in maßvollen Grenzen gehaltenen Umfang zu geben.

In Rußland scheinen sich die revolutionären Wasser einstweilen zu verlaufen, und es treten Leute gemäßigter Richtung in den Vordergrund, ohne deren tätige Mitwirkung von der Durchführung einer Verfassung schwerlich die Rede sein kann. Daß diese Mitwirkung an die Bedingung weiterer Konzessionen geknüpft werden würde, konnte man voraussehen. Zunächst müssen sie gegeben werden, wie weit sie mit den Lebensbedingungen Rußlands auf die Dauer vereinbar sind, wird die Zeit lehren. Genau Kenner der russischen Verhältnisse sind überzeugt, daß eine Revolution, die die großen Massen in Rußland ergriffe, an Schrecken alles dagewesene übertreffen und alles Bestehende vernichten würde. Es ist deshalb begreiflich, daß die leitenden Kreise Petersburgs zu weitgehenden Konzessionen geneigt sind und alles tun, der beginnenden Revolution den Boden zu entziehen. Um so mehr freilich sollten die Gemäßigten die Regierung nicht noch weiter drängen. Ist die Masse erst einmal im Taumel entfesselt, so wird sie durch keine noch so liberale Phraseologie wieder einzufangen und zu bändigen sein. Auch die Geneigtheit der russischen Regierung zu weiteren Zugeständnissen an die gemäßigten Polen muß von diesem Standpunkt aus ihre Beurteilung finden, ebenso die Bereitwilligkeit, womit die Moskauer Semstwowerversammlung auf die Wünsche der dort vertretenen Polen eingegangen ist, nachdem sich diese feierlich von jeder separatistischen Tendenz losgesagt hatten.

Der russische Liberalismus hat immer mit dem polnischen Liberalismus kokettiert, obgleich solche Koketterie bisher immer der Vorläufer eines polnischen Aufstandes gewesen ist, weil man hübsch „liberal“ auf alle Vorbeugungsmaßregeln verzichtete. Diesmal mögen die Verhältnisse anders liegen, weil die polnischen Kreise, die ehedem die Revolution anzustiften und zu begünstigen pflegten, genau wissen, daß jetzt eine solche nicht einen nationalpolnischen, sondern einen sozialistisch-anarchistischen Charakter haben würde. Die Befürchtung eines solchen Aufstandes ist bei ihnen nicht geringer als bei der russischen Regierung, und darum stimmen beide in der Absicht überein, einem Ausbruch durch Konzessionen vorzubeugen. Diese Auffassung teilt offenbar auch die Moskauer Semstwowerversammlung, die vollständig den Charakter eines russischen Vorparlamentes angenommen hat. Die polnische Partei, mit der die jetzige russische Regierung zu transigieren vermag, sind die publizistisch durch den Warschauer „Goniec“ vertretenen Nationaldemokraten. Sie haben wie alle andern polnischen Parteien das Manifest vom 30. Oktober als ungenügend bezeichnet und sofort die Forderung der nationalen Unabhängigkeit, völlige Autonomie mit einer Konstituante in Warschau, erhoben. Mit solchen Leuten, die doch immerhin noch unter dem russischen Zepher bleiben wollen, vermag Rußland allenfalls zu reden.

Weit radikaler sind die Progressisten und die polnische sozialistische Partei. Diese hat in einem Aufruf vom 1. November die „Volkrepublik“ als ihr Ziel bezeichnet. Am radikalsten ist die Partei der „Sozialdemokraten des Königreichs Polen und Litauen.“ Sie ist zugleich der Vereinigungspunkt der jüdischen Sozialisten mit der russischen Sozialdemokratie. Die Partei verwirft jeden nationalen Standpunkt und setzt sich den Umsturz alles Bestehenden zum Ziel. Die Partei ist selbstverständlich eine abgesagte Gegnerin der Nationaldemokraten, die unter Betonung des polnischen und des religiösen Gedankens die polnische sozialistische Partei von jenen abzu drängen suchen. Der „Goniec“ hat deshalb seine Redaktionsräume schon wiederholt von den „Sozialdemokraten des Königreichs Polen und Litauen“ hart bedrängt gesehen. Die Frage liegt nahe, weshalb die russischen Behörden in Warschau nicht rechtzeitig eingegriffen haben. Der Generalgouverneur Scalon hat wiederholt energische Versuche gegen die Warschauer revolutionäre Bewegung gemacht, ist aber jedesmal von Petersburg aus zur Nachgiebigkeit angehalten worden, wo man durch allgemeine Gesetze gewährte, was er streng verboten hatte. In

einer dieser Petersburger Weisungen wurde ausgesprochen: die Polizei dürfe die Bevölkerung nicht hindern, ihrer Stimmung aus Anlaß des Allerhöchsten Manifestes Ausdruck zu verleihen, soweit die Ordnung und die öffentliche Sicherheit nicht gestört würden. Am 3. November, dem Jahrestage der Thronbesteigung, ermahnte deshalb eine Proklamation des Generalgouverneurs die Bevölkerung, politische Reize zu zeigen. Ordnung müsse in allen zivilisierten Ländern gehalten werden, die Regierung sei dafür auch dem Volke und der Reichsduma verantwortlich. Dieser Hinweis auf die Verantwortlichkeit vor der Reichsduma ist von den Nationaldemokraten sehr beifällig aufgenommen und besprochen worden. Als bemerkenswert wird sodann in einem sehr eingehenden Warschauer Berichte noch hervorgehoben, daß während auf einer Versammlung der Sozialdemokraten in der Warschauer Philharmonie am 3. November ein Gardeartillerist in voller Uniform in russischer Sprache versicherte, „die Armee sei jederzeit bereit, sich gegen den Zaren zu wenden,“ das Aushebungsgeschäft auf dem Lande in der unmittelbaren Umgebung von Warschau ohne jede Störung vorstatten ging. Es ist das zugleich ein Beweis, daß die Tätigkeit der Staatsbehörden keineswegs so gelähmt war, wie es nach außen hin den Anschein hatte. Die Besorgnis, die sich bei den Polen, auch in der Presse, vor einer deutschen Einmischung bekundet, eine Besorgnis, die sogar auf der Moskauer Semstwowerversammlung eine Rolle spielte, ist von außen in die Gemüter hineingetragen worden; von preussischer Seite ist nicht das geringste geschehn, was zu einer solchen Annahme berechtigen könnte. Es mag den polnischen „Besorgnissen“ aber auch wohl das Bedauern darüber zugrunde liegen, daß die nationalpolnischen Bestrebungen innerhalb der preussischen Grenzen einem sehr entschlossenen Widerstande begegnen, von dem die russischen Polen befürchten mögen, daß er auf ihre Regierung ermutigend einwirken könnte. \*§\*

Seereisen und der Flottengedanke als Einigungsmittel. Wenn ich einen Stein finde, von dem ich glaube, daß er zur Überbrückung des religiösen und des politischen Zwiespalts in unserm Volke dienen kann, freue ich mich seiner und suche ihn zu verwenden. Man wird das vielleicht ein kindisches Spiel nennen. Es gehört zu diesem Versuch allerdings fast der Optimismus eines Kindes, und mir ist dabei auch froh zumute, zugleich aber auch so ernst, wie einem, der auf dem Antlitze eines geliebten Kranken nach Zeichen der Genesung sucht. Als Baustein bei diesem Brückenbauversuch scheint mir ein Buch verwendbar zu sein, das ein katholischer Geistlicher in Würzburg, Liborius Gerstenberger, Mitglied des deutschen Reichstags und des bayerischen Landtags, über seine Reise nach Amerika veröffentlicht hat. Es hat den jeden Franken und jeden Sohn der Alma Julia in Würzburg freundlich anmutenden Titel „Vom Steinberg zum Felsengebirg.“ \*) Den Namen Steinberg haben auch andre, vielleicht viele andre Hügel in Deutschland, und der, von dem hier die Rede ist, trägt sein Haupt nicht höher als die andern sanft geschwungenen Höhen, die den Main in seinem Mittellaufe begleiten. Aber die Neben, die an seinen Hängen wachsen, spenden den Steinwein.

Was ich von dem Buche sage, wird keine objektive Kritik sein. Zu viele genüßliche Beziehungen zu dem Verfasser habe ich beim Lesen gefunden, als daß ich sein Werk kalt und streng beurteilen könnte.

Der Verfasser hat, wenn ich mich nicht sehr täusche, auf denselben Schulbänken gefessen wie ich. Er „konfundiert“ zwar, was ich ihm fast übelnehme, den roten Freibeuter und die roten Räuber der Prärien, aber er hat doch gewiß sehnsüchtig nach denselben Indianergeschichten in derselben Buchhandlung geschaut wie ich, und daß er in jenen Tintenbubenjahren nicht Achill oder Hector, sondern den roten Helden jener Geschichten die Wege zu den glückseligen Jagdgründen hinauf sich

\*) Würzburg, Fränkische Gesellschaftsdruckerei Würzburg, G. m. b. H., 1905.

nachzuarbeiten suchte, glaube ich aus Kampfesjahren vor dem Gymnasium schließen zu dürfen, an die ich mich lebhaft erinnere. Dazu wurden Stimmen aus meiner Jugendzeit, die zum Teil schon für immer verstummt sind, in der Erinnerung laut, als ich das Buch durchlas. Der Verfasser spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, vor fränkischen Besonderheiten nimmt er sich nicht in acht, aber sie entstellen sein Werk nicht und werden dazu beitragen, daß das schlichte Buch den Weg in manches fränkische Bürgerhaus und Bauernhaus finden und neben dem Kalender auf dem Sims des Schreibfensters liegen wird. Nicht als Wegweiser in die Ferne, sondern als Lehrbuch der Freude am eignen Lande. Ich glaube, daß auch andre Leser, denen nicht, wie mir, traute Heimatlaute beim Lesen Herz und Ohr füllen und vielleicht betören, finden werden, daß die Natürlichkeit und die Klarheit der Schilderung bisweilen an einen Meister der volkstümlichen Schreibweise, an Hebel, erinnern.

„Für frische, warm empfundne Reiseschilderungen bleiben wir immer empfänglich.“ Mit diesen Worten leitet Friedrich Nagel im Jahrgang 1900 der Grenzboten die Besprechung des Reiseberichts eines jungen Münchner Gelehrten ein. Ich glaube, er hätte auch das Buch Gerstenbergers mit freundlichen Augen angesehen und ihm ein ähnliches gutes Wort mit auf den Weg gegeben.

Was ich dem Buche wie eine Bereicherung danke, ist nicht das Wachwerden von Jugenderinnerungen, sondern eine Stärkung meiner Hoffnung, daß die Liebe zum Vaterlande wenigstens die tiefsten Klüfte allmählich schließen wird, die jetzt unser Volk zerreißen.

Der Binnenländer, der das Buch geschrieben hat, ist aus seiner im Herzen Deutschlands liegenden Heimat über das Meer in die Neue Welt und drüben zum Mississippi und über die Prärien bis zum Felsengebirge im fernen Westen gereist. Er hat sein Vaterland und sein Volkstum aus so weiter Ferne gesehen, daß er es nur noch als ein Ganzes, ohne die Partei- und die Stammesunterschiede sehen konnte, und hat gelernt, sich an deutschen Lauten in der Fremde und an deutscher Erde bei der Heimkehr zu freuen, mochte die Scholle, auf die er heimkehrend zuerst den Fuß setzte, auch weit von seiner engern Heimat liegen. Er hat die einer längern Seereise innewohnende Kraft, Gegensätze auszugleichen, die die Reisenden mit an Bord gebracht haben, kennen gelernt. Die Gefährten, die sich auf der Heimfahrt an Bord des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm“ zusammengefunden haben — „der freisinnige Israelit und der Zentrumskatholik, der protestantische Burschenschaftler und der katholische Korporationsstudent, der Mediziner und der Rechtsanwalt, der Kaufmann und der Beamte, der Geistliche und der Laie“ —, sie alle unterhielten sich „in so ungezwungener, offener und freundschaftlicher Weise über alle möglichen Fragen, daß ihnen jene Tage stets eine liebe Erinnerung bleiben werden.“ So übte hier das friedliche, durch keine Hezzeitung gestörte Zusammenleben im engen Raum eines Schiffes auf politische Gegner dieselbe Wirkung, die Umland in seinem Gedichte „Das Schifflein“ die die Herzen und die Lippen öffnende Musik auf Wanderer, die sich fremd sind, üben läßt. Am Ende der Fahrt mag wohl in dem einen oder dem andern der Fahrtgenossen die wehmütige Frage wach geworden sein:

Wann treffen wir uns, Brüder,  
Auf Einem Schifflein wieder?

Der Binnenländer, der Geistliche, der Zentrumskatholik, der dieses friedliche Leben an Bord schildert, schließt seine Schilderung mit dem Wunsche, man könnte „all' die Heißsporne, welche bei unseren hochgepannten konfessionellen, politischen und Klassen-Gegensätzen die Personen nicht von ihren Anschauungen und Grundsätzen unterscheiden können, eine längere Seereise miteinander auf einem Schiffe machen lassen.“ Er hat gelernt, auf eine Tätigkeit und eine Tüchtigkeit seines Volkes stolz zu sein, die seinem im Binnenlande wohnenden Stamme fremd sind, auf die deutsche Seeschiffahrt und auf die deutsche Schiffbau- und Seefahrkunst. Und mehr noch:

der bairische Zentrumsabgeordnete, der in der Fremde bei einer Begegnung mit dem Schnellpostdampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ des Norddeutschen Lloyd's „ordentlich stolz darauf war, daß die Deutschen die schönsten Passagierdampfer der Welt haben,“ der in Portsmouth einen Teil der englischen, in Cherbourg einen Teil der französischen Küsten- und Seerüstung kennen lernte, der die Amerikaner Panzerplatten für ihre Flotte gießen, biegen und mit Nietenlöchern versehen sah und die hohen Preise für solche Platten verständlich findet, da er die Schwierigkeit der Herstellung kennt, wird Forderungen der eignen Regierung für die Seerüstung des eignen Vaterlandes schwerlich mit dem Vorurteil gegenüberstehn, das noch bei der Beratung des Flottengesetzes vom 14. Juni 1900 süddeutsche Zentrumsabgeordnete und Bauernbündler von ihren norddeutschen Fraktionsgenossen trennte.

Unter der Führung eines Würzburger Domherrn und Militärgeistlichen machten neben protestantischen Geistlichen aus Mittelfranken auch drei katholische Geistliche aus Unterproten die Schülerfahrt nach Kiel mit, die der Bayrische Landesverband des Flottenvereins im Juli veranstaltet hat. So konnte man die Teilnehmer an der Fahrt von einer „Geistlichen Herrenbrigade“ sprechen hören. Kamen diese Herren auch nicht so weit in die Welt wie der Abgeordnete Gerstenberger oder wie jener Kaplan aus Großbardorf, der in der Seele des jungen Rüdert den Sinn für die morgenländische Literatur weckte, indem er von seinen Missionsreisen erzählte, so werden sie doch mit erweiterter Kenntnis des eignen Volkstums und seiner Lebensbedingungen von der Wasserlante in ihre grünen fränkischen Täler zurückgekehrt sein.

Auch einige Zöglinge des Altknabenseminars, des bischöflichen Knabenseminars in Würzburg, haben an der Fahrt teilgenommen. Auch ihnen kann es nur nützen, daß sie den Fuß einmal über die Schwelle des Vaterlandes auf die schimmernde Heerstraße gesetzt haben, die sich um die Welt zieht, und die deutsche Geistliche früher beschreiten mußten, ohne daß auch nur ein schwaches deutsches Schiff — wie unser kleiner „Buffard“ mit seiner tapfern Mannschaft — ihnen in der Fremde das Leben behütete.

Ein großes literarisches Unternehmen in England. Schon vor Jahrzehnten, nachdem die Verlagsrechte auf unsre bedeutendsten Dichter erloschen waren, fing man in Deutschland an, die Klassiker billig herauszugeben. Der Firma Phil. Reclam jun. gebührt der Ruhm, den Anfang damit gemacht zu haben. Es folgten dann die besser ausgestatteten Volksbücher von Meyer und die Veröffentlichungen von Otto Hendel in Halle, ebenso die Volksbücherei von Max Hesse. Ganz besonders aber sind hervorzuheben die verhältnismäßig billigen Klassikerausgaben des Bibliographischen Instituts (mit Einleitungen und Anmerkungen) und Hesses Neue Leipziger Klassikerausgaben (mit Einleitungen und Erklärungen), die schon zu recht geringem Preise zu haben sind und den Vorzug der Vollständigkeit haben.

In England hat man mehrmals den Versuch, billige Ausgaben der gelesenen Schriftsteller herzustellen, gemacht; aber zu einer Ausgabe, die auch die Schriftsteller zweiten und dritten Ranges umfaßt und die Texte vollständig liefert (nicht nur eine Auswahl wie zum Beispiel die sonst sehr empfehlenswerte Mermaid Series, die die dramatische Dichtung enthalten soll), ist man bisher nicht gelangt. Neuerdings hat die bekannte Firma Methuen & Co. in London unternommen, in der Standard Library eine Sammlung zu veröffentlichen, die alle Werke in englischer Sprache, die klassischen Ruf erlangt haben, Originalwerke sowohl wie Übersetzungen ins Englische umfassen soll.

Durch Zuverlässigkeit des Textes, durch Vollständigkeit, guten Druck und durch Billigkeit sollen diese Ausgaben alle bisherigen übertreffen.

Der Band wird mit six pence (50 Pfennigen) berechnet, die Billigkeit läßt also nichts zu wünschen übrig. Das Format ist hübsches Oktav, der Druck ist gut und deutlich, der Text ist auf die besten Ausgaben gegründet und gibt das Werk

möglichst vollständig. Die Redaktion ist Sidney Lee übertragen, der sich durch sein Werk über Shakespeare und als Hauptarbeiter am Dictionary of National Biography einen geachteten Namen erworben hat. Man hätte für diese Stelle kaum einen geeigneteren Gelehrten wählen können! Unter ihm arbeiten andre Herausgeber, von denen die meisten nicht unbekannt sind, und versehen die Texte mit kurzen Einleitungen.

Daß Lee seine Standard Library mit den Werken Shakespeares beginnt, ist nicht zu verwundern. Lees Hauptstudium ist dieser Dichter, und mit welchem andern hätte man auch besser anfangen sollen? Der erste schon erschienene Band der Sammlung enthält die fünf ersten Lustspiele der ersten Folio (also The Tempest bis Comedy of Errors) und ist gebunden für einen Schilling zu haben. Der Druck ist größer und deutlicher als der der Globe-Edition, die Verse sind wie in jener gezählt, und der Text durchaus zuverlässig. In zehn Bänden (also für fünf Mark) wird diese Ausgabe die sämtlichen Werke Shakespeares bringen. Marlowes Schauspiele und Gedichte werden sich anschließen, Ben Jonson und Massinger sollen folgen. Hoffentlich erscheinen dann die Werke von Lyly, Kyd (auch der selbne Druck von Garniers Cornelia), Greene (sowohl seine Theaterstücke als auch die bedeutendsten Prosawerke), Peele, Chapman, Beaumont und Fletcher. Die bedeutendsten Nachfolger Shakespeares werden dann zu den Dramen der Restauration überführen. Bei Dryden werden wohl neben seinen Schauspielen die für die Literaturgeschichte und für des Dichters Entwicklung so wichtigen Vorreden nicht fehlen dürfen. Auch der englische Roman ist in Angriff genommen worden. Daß nicht mit den langweiligen Romanen Richardsons begonnen wird, ist begreiflich. Fieldings berühmteste Erzählung Tom Jones ist unter der Presse, Joseph Andrews, Amalia, aber auch Jonathan Wild, der Schelmenroman Fieldings, werden voraussichtlich nicht vergessen werden. Von Smollet wird demnächst Humphry Clinker gedruckt werden. Da hierin der Dichter seine Heimat, Schottland, schildert und außerdem seinen Humor besonders offenbart, so verdient diese Geschichte mit Recht an die Spitze gestellt zu werden. Wir hoffen aber, daß Roderick Random, der viel Autobiographisches bringt, sowie der Abenteuerroman Count Fathom auch aufgenommen werden. Warum gerade die Romances of the Tea Table wie Jane Austens Sense and Sensibility so sehr in den Vordergrund gestellt werden, sieht man nicht recht ein; andre Romane scheinen uns begehrenswerter als Pride and Prejudice, Northanger Abbey, Emma u. a. Vor allem wünschen wir, daß die ältern Romane, wie die von Defoe, neu aufgelegt würden. Robinson Crusoe ist zwar oft genug gedruckt, aber die andern Abenteuerromane wie Capitain Singleton, Colonel Jack, Memoirs of a Cavalier, Moll Flanders u. a. sind fast ganz aus dem Buchhandel verschwunden. Sehr dankbar wäre es auch anzuerkennen, wenn Methuen & Co. die ältern Romane durch Neudrucke wieder zugänglich machten. Wir meinen die Übersetzung des Lazarillo de Tormes, Rashs Unfortunate Traveller, Deloneys Erzählungen, Heads and Kirkemans The English Rogue. Jedoch auch Aphra Behns Oroonoko und The fair Jilt möchte man im neuen Druck vor sich haben. Von Romanen des achtzehnten Jahrhunderts hätte man gern den Man of Feeling von Sarah Fielding zur Hand, um zu vergleichen, wie die Verfasserin von Richardson und von ihrem Bruder abhängig ist. Ein Neudruck von Beckford, Vathek, von Thomas Moores jetzt ganz vergriffnem The Epicurean oder von dem seinerzeit mit Recht so geleseenen Roman von Hope, Anastasius, or Memoirs of a Greek. Ob sich für die Arcadia oder für Richardsons Romane nicht empfehlen würde, von dem Grundsatz des Redakteurs abzugehen, nur Vollständiges zu geben? Vielleicht würde man sich mit einer geschickten Verkürzung (wie wir eine deutsche von Ettlinger haben) mehr den Dank der Lesewelt verdienen als mit dem Abdruck des vollständigen Originals.

Von Bacons Schriften liegen schon die Essays und das Fragment der New Atlantis fertig vor. Andre Bände Bacons werden folgen. Wir dürfen aber wohl auch auf die Veröffentlichung andrer Essayisten rechnen, da diese Literaturgattung

gerade England so eigentümlich ist. Cowley, Addison und andre Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sind dabei besonders beachtenswert. Sehr erfreulich ist, daß von Milton nicht nur die poetischen Schriften, die schon sehr oft gedruckt wurden, sondern auch die wichtigsten Prosaschriften herausgegeben werden sollen. Der Eikonoklastes und The Tenure of Kings and Magistrates sind der Anfang der prosaischen Werke Miltons. Daß sich in einer Sammlung englischer Klassiker Bunyans Pilgrims Progress, Oliver Goldsmith, Waltons Complete Angler finden, kann jeder, der den englischen Geschmack kennt, erwarten.

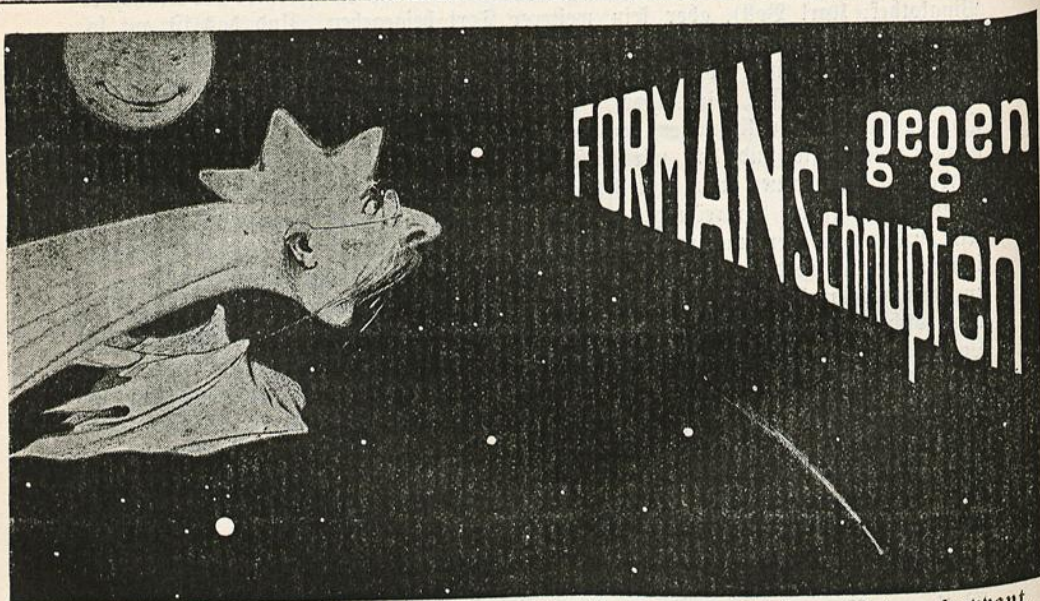
Von nichtdramatischen Gedichten sind außer den schon genannten in Aussicht genommen: Poems of Thomas Chatterton, Shelley's Poems, Poems of Keats. Natürlich gibt es hier wie auf allen den einzelnen Gebieten der englischen Literatur noch sehr viel zu tun, ehe auch nur einigermaßen die bedeutendsten Werke ausgewählt und gedruckt sind. Mindestens ein Jahrzehnt der eifrigsten Tätigkeit wird vorbeigehn, ehe der Riesenplan der Verlagsbuchhandlung auch nur in seinen Hauptteilen ausgeführt ist. Doch der Plan ist gut entworfen, die Ausführung in gute Hände gelegt, die Ausstattung befriedigt durchaus, der Preis ist billig, und so kann man annehmen, daß etwa in einem Vierteljahrhundert das geplante großartige Unternehmen ausgeführt sein wird, zur Ehre des Verlegers und des Herausgebers, die den Mut gehabt haben, das Werk zu unternehmen. R. W.

Hausstaengl's Malerklassiker. Unter diesem Gesamttitel hat der Kunstverlag von Franz Hausstaengl in München nach und nach die bedeutendsten Gemäldesammlungen Europas in guten und äußerst billigen Abbildungswerken zu veröffentlichen unternommen. Bis jetzt sind sechs Bände erschienen: die Münchner Alte Pinakothek, die Londoner Nationalgalerie, das Moritzhaus im Haag und die Haarlemer Stadtgalerie, die Dresdner Galerie, das Amsterdamer Reichsmuseum, die Kasseler Galerie. Jeder Band, geschmackvoll in Leinen gebunden, mit mehr als zweihundert Abbildungen, kostet nur zwölf Mark, der dritte, bei etwas geringerm Umfange, neun Mark. Das Format ist Großoktav, die Herstellungsweise Neudruck, und zwar ein so guter, wie er nur von dieser berühmten und in allen, auch den kostbarsten Reproduktionstechniken bewährten Firma erwartet werden kann. Den Bildern ist jedesmal eine kurze Einleitung (außer bei der Dresdner Galerie von dem Konservator der Münchner Pinakothek, Karl Voll), aber kein weiterer Text beigegeben. Und das ist gut so, denn diese Bände sollen uns die Anschauung der Kunst selbst geben, und als Erläuterung dazu würde höchstens noch die knappe, sachliche Sprache unsrer amtlichen Galeriekataloge passen, nicht aber beliebiges Literaturgeschwätz. Wir legen auf diese Hausstaengl'schen Publikationen gerade um ihres streng sachlichen Charakters willen großen Wert, sie sind das wirksamste Gegengewicht gegen die mancherlei Kunitzändeleien, mit denen man jetzt dem großen Publikum zu gefallen sucht, und die, wenn man auf die Anpreisungen hört, jedesmal das noch nie dagewesene Allerbeste sein wollen; bei der zunehmenden Überfüllung des Marktes muß ja auch die Reklame immer lauter werden. Wir haben wiederholt in den Grenzböten auf den wohlthuenden Eindruck dieser „Malerklassiker“ (ohne eine solche Spitzmarke findet sich kein solches Werk mehr durch bis zu dem Käufer) hingewiesen und möchten unsern Lesern heute den kürzlich in zweiter Auflage erschienenen ersten Band aufs neue empfehlen, dessen Bilderzahl von 230 auf 263 vermehrt worden ist. Die Münchner Alte Pinakothek hat ihre Stärke zunächst in altdeutschen Bildern der oberdeutschen Schulen, worin sie allen andern Sammlungen vorangeht, in Dürer und seinen Nachfolgern, Grünewald, Hans Baldung, Altdorfer, Elsheimer usw., was beinahe alles schon von dem ersten Stifter der Galerie, dem Kurfürsten Maximilian dem Ersten, erworben wurde. Dazu kamen erst Jahrhunderte später durch König Ludwig den Ersten die berühmten altflämischen und altniederländischen (Rogier van der Weiden, Dirk Bouts) Bilder der Boissereéschen Sammlung. Inzwischen hatte schon der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg den Antwerpener Großmaler Rubens um-

fassend beschäftigt, sowie auch Wandyc, und sein kunstsinziger Enkel, der Pfalzgraf Johann Wilhelm (seit 1690), der in Düsseldorf Hof hielt, setzte diese Geschmacksrichtung fort. So ist München, seit es 1806 die Düsseldorfer Galerie aufnahm, für Rubens und für Wandyc als Porträtmaler wohl die wichtigste Sammlung geworden. Diesem zusammenhängenden großen Besitzstande gehören noch Adriaen Brouwer mit 18 und der jüngere Teniers mit 28 Bildern an, ein Ensemble, wie es sich nirgends wieder bietet. Außerdem sind noch die beiden Holbein, Rembrandt, Jakob van Ruysdael sowie einzelne holländische Genremaler mit guten Bildern vertreten, von Italienern aber Raffael mit zwei Madonnen und einer Heiligen Familie, Palma Vecchio und Tizian mit einigen erlesnen Werken. In der Einleitung setzt Voll, dessen scharfem Blick wir schon manche neue Erkenntnis auf dem Gebiete des Münchner Bildervorrats verdanken, seine kritischen Bemühungen weiter fort. Wir heben daraus die auf der Rückseite des Baumgartnerschen Altars von Dürer entdeckte Madonna der Verkündigung hervor, sowie die spätern Übermalungen des Porträts von Bryan Tuke, das überhaupt kaum noch Holbein zu lassen sein dürfte. Auch findet sich übrigens, was Zuschreibungen und Werturteile anlangt, manche Abweichung von dem 1904 bei Bruckmann erschienenen amtlichen Kataloge mit zweihundert Abbildungen. Die Vergleichung beider Werke wird jedem ernstern Kunstfreunde viel genüßreiche Belehrung bringen. Es wäre nur zu wünschen, daß die Kataloge unsrer andern großen Sammlungen so wie dieser ordnungsmäßig durch den Buchhandel vertrieben würden, während sie jetzt bloß in den Museen zu kaufen sind, und die Sortimentler es beinahe übelnehmen, wenn man ihnen die Besorgung eines solchen Dinges zumutet. Ich besitze eine größere Sammlung und könnte davon erzählen, denn fast jedes Stück hat seine eigne kleine Geschichte. Einmal fand ich allerdings den Katalog von Dresden zu meiner Überraschung in einer Buchhandlung dort auf dem Ausgelegtisch, aber er kostete auch 1,50 Mark mehr. Etwas müssen wir doch dabei verdienen, meinte resigniert der Geschäftsherr. Wahrscheinlich wird aber der Käufer finden, daß er dies Etwas passender selbst verdient, indem er ein paar Schritte weiter geht, in die Galerie.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig



Herzlicherseits vielfach als ideales Schnupfenmittel bezeichnet. — Dose 30 Pfg. — Wirkung frappant.